

Die Liebesfahrten der Eisheiligen [Fortsetzung]

Autor(en): **Hardung, Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIESCHWEIZ
18816

Wandlung

Herber Kampf und Ansturm sind verflungen,
Ruhe, meine Seele, nun auch du:
Sieh, der Abend sucht die Niederungen,
Durch die Heide mahnt die Nacht zur Ruh.

Aus des Tages heiß umstrittnen Schalen
Flimmert Kühler Tau zum Dach der Welt,
Und das Heute wandelt sich aus Strahlen
In das Morgen, das den Himmel hellt.

Und du lächelst schon, noch angstvoll trauernd,
Deiner neuen Sonne gläubig zu
Und fühlst staunend, ehrfurchtsvoll erschauernd:
Du warst einst, und du bist nicht mehr du.

Suido Loofer, Zollikon.

Die Liebesfahrten der Eisheiligen.

Von Victor Hardung, St. Gallen.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Schwester.

Schöne Jahre meiner Jugend habe ich auf einem Landsitze verlebt, der, von einer dichten alten Hecke weit umzogen, einen Hügel krönte. Unten am Hange duckte sich ein kleiner Bahnhof, wo die Bauern Obst und Vieh verluden, und jene Züge, die von einem Staat zum andern gingen, zwar nicht hielten, aber doch langsamer fuhren und uns in der Höhe daran erinnerten, daß es draußen eine unruhig treibende und drängende Welt gab, während es in unserer schönen Stille blühte, wuchs und reifte und jede Ernte wieder vielfältige Verheißung für ein neues fruchtbares Jahr war. Jenseits stieg ein

Hang sanft empor, um dann jäh zu einer Waldschlucht abzufallen, woher wir im Dämmer Käuzlein und Füchse vernahmen, wo Wildenten, den Hals weit vorgestreckt, zu einer ergiebigen Futterstelle strebten und der Schrei eines Raubvogels an blauen Tagen Antwort suchte.

Auf diesem Bühl hatte ein verwitterter Fabrikherr sein Sommerhaus gebaut, und das bewohnte er mit zwei Töchtern und einer Magd. Er selbst hatte täglich in der Stadt zu tun und brachte, wann er nachmittags heimkehrte, meist Gesellschaft mit, sodaß in der guten Jahreszeit das Leben gar fröhlich bei unsern Nachbarn laut wurde. Die Töchter waren

Zwillinge, blühende Mädchen, eines braun, lachlustig, übermütig, von einer Stimme, die wie eine Lerche jubelte, eine Meisterin auf dem Klavier, das andere blond, zurückhaltend in Bewegung und Worten und dem Cellospiel ergeben. Und uns drei verbanden die kleinen Freuden des Landlebens: die Bäche durchstreiften wir nach Krebsen und Forellen, fanden die ersten Champignons wie Schneebälle in den smaragdschimmernden Wiesen, suchten die Bauernwirtschaften nach süßem Most ab und schleppten junge Hühner und Enten heim, die wir billig zu kaufen gewöhnt hatten. Blumen banden wir bis in den tiefsten Herbst zu prangenden Sträußen, heimsten die ersten Kirichen und die letzten Nüsse ein, und Martha und Maria waren so die Vollendung meiner glückhaften Jugend.

Die lachlustige Martha zog die Gäste an, und da ihre Lustigkeit genügsam war, galt es irgendwo aufzusprießen, so gab es manchen jungen Mann, der da glaubte, sie meine es gerade mit ihm gut. So hatte sie viele Verehrer, und die störten mich, der ich es vorzog, allein mit den beiden Mädchen zu wandern, und für den Kreis, der sich um Martha sammelte, nichts empfand denn Unlust. Eifersucht war es kaum, was mich verdrossen und unwirsch erscheinen ließ, hatte sich das Mädchen den Hof machen lassen, und doch mochte mein Gefühl so erscheinen. Als ich erst dazu kam, gereizt durch die laute Lustigkeit Marthens, einmal abfällig über die Gesellschaft zu reden, mit der sie sich so vergnügt die Zeit vertreibt, da witterte auch das Mädchen das als Quell meines Unmutes und ließ sich verschämt gefallen, daß ich ihm Vorwürfe machte. Und als es eines Abends durch die Wiese zu unserer Hecke heranstieg, wo ein Läublein mit einem Sitze zu einem Auslug in die Ferne eingebaut war, und ich ihm, der ich oben wartete, zu den letzten Tritten die Hand reichte, fiel es mir mit einem Seufzer in die Arme, und wir küßten uns, indes ein grün schimmernder Mond hinter blau-dunstigen Wäldern aufging, über der tauigen Wiese der Abendstern stand und im Winkel über uns eine Amsel, die in der Laube ihr Nest gebaut hatte, herniederblinzelte.

Maria wußte bald um unser zärtliches Einverständnis, und es war, als spiegele sie die Gefühle der Schwester, wann sie mich aus ihren leuchtenden Augen mit einer feinen Flut von Glanz und Licht übergieß. Und ich empfand nicht das Verlangen, mit Martha allein zu sein — mir würde Maria gefehlt haben, hätten wir ohne sie einen Weg machen sollen. So blieb es bei unsern gemeinsamen Fahrten durch Wiese und Wald, unsern Abenden unter den Sternen, unsern Dämmerstunden am Klavier.

Es war an einem schwülen Tage, daß wir zum See hinuntergestiegen waren, wo sich eine Halbinsel voll Ried und Schilf, mit einem Dörfchen hinter Wällen, die mit Pflaumenbäumen dicht bestanden waren, vorschob. Ueber dem weißen Sand stand der See im Widerschein drohender Wolken schwarzblau, und wir wateten in einem Altwasser nach gelben und blauen Lilien herum, wobei uns aber die Mücken böse zerstachen, sodaß wir bald hinausschwammen. Wir hatten übermütig geplantscht, und Martha hatte sich zu einer schnaubenden Najade gewandelt, die alles zu überschütten drohte, was in ihre Nähe kam, als sie von einem Augenblick zum andern über Mattigkeit und Frost zu Klagen begann. Ich glaubte an einen ihrer Scherze; aber dann sah ich ihr bleiches Gesicht, wie es kleiner geworden erschien und seltsam fremd anmutete, und da überfiel mich die Angst. Das Mädchen zierte sich keinen Augenblick, als ich es drängte, sich meinem Rücken anzuvertrauen. So kamen wir ans Land, wo ein Verschlag die Kleider der Badenden bewahrte, und dort mußte Maria die Schwester führen, die ein Frost schüttelte und schüttelte, indes die Schwüle über dem Schilf lastete, jagende Schwalben an unserm Gesicht vorüberschossen und ein erster Strahl eine Wolke zerriß. Von einem Unterstand jedoch wollte Martha nichts wissen. So stiegen wir, indes Regen um Regen über uns herstürzte, die Blitze über unsern Weg fuhren, Bäche uns entgegeneschwollen und Geröll und Geschiebe unsern Schritt beschwerten, bergan. In der Finsternis sahen wir uns, die wir enggedrängt zusammengingen, nur, wann das Feuer einer Wolke herabfuhr, und dann war Marthens Gesicht mir für einen

Augenblick wie eine weiße Maske unheimlich nahe.

Ein schlimmes Fieber peinigte das Mädchen wochenlang, und der Arzt wußte keinen Rat, um das Gift, das ein Ir. seit ihm tödtlich eingimpft, zu überwinden. Es war, als müßte jene Martha, die bisher keine Schmerzen gekannt, für ihre fröhlichen Jahre mit Wucherzinsen nachzahlen. Größer wurden ihre Augen, und ihre Blicke gingen über uns weg, als schaue sie schon ein anderes Reich. Und dann kam ein Morgen, daß Maria mir, der ich gerade in die Laube getreten, wo mir Martha in die Arme gesunken war, mit einem Tüchlein winkte, das sie von den Augen gezogen. Ich fand sie in Tränen: Martha will sterben . . .

Die junge Sonne war in der Kammer, wo Martha lag und uns verloren anschaute, als wir Hand in Hand vor ihrem Bett in die Knie sanken. Und dann wandte sie langsam den Kopf und schloß die Augen, die so froh die holde Fülle der Erde gespiegelt, für immer. Eine Sense rauschte irgendwo durch das Gras, ein Hund bellte fern, ein Hahn krächte und fand Antwort hinter den Hügeln.

Es war ein schöner blauer Tag im reifen Sommer, da wir Martha ins Grab legten. Alle, die des Mädchens Fröhlichkeit geliebt hatten, waren gekommen, versucht zu glauben, daß es übermütig unter sie treten und triumphieren müsse: Ich habe doch noch den Tod besiegt, freuet euch, Freunde! Aber da war der Sarg, den man noch nicht geschlossen hatte, und sie alle sahen es, das Werk, das der Tod verrichtet. Ein kleines, wachsbleiches, stilles Gesicht, einen letzten schmalen Schimmer von erloschenen Augen, einen blassen müden Mund, alles der Abwehr voll: Lebt wohl, ich habe nichts mehr mit euch zu tun . . .

Im weichen Gras am Fuße unseres Hügels, wo der Weg zum Sommerhause vorbeiführte, lag Kranz an Kranz gereiht. Der Totenwagen wartete dort, und die barfüßigen Dorfkinder waren um eine weiße Fahne mit einem schwarzen Kreuze geschart. Der Pfarrer kam mit den Chorknaben — er sprach ein Gebet über dem Sarge, der im Garten niedergestellt war. Und dann öffnete sich noch einmal das

Pfortlein vor Martha, und sie ward hinübergetragen zu der letzten Fahrt. In der goldenen Sonne ging der Zug dahin. Blaue Schleier hingen in den Wäldern, in den Wiesen klingelten die Herdenglöcklein, und der Duft reisenden Obstes lag auf unserem Weg. Unter einem jung strebenden kronenstolzen Baume war des Mädchens Grab bereitet, auf dem Gottesacker, der sich, von der Dorfkirche behütet, zu einem Tälchen neigte, wo noch ein Anhänger des Alten den letzten Weinberg pfl egte.

Wir hörten das Totenamt in der Kirche, grüßten noch einmal das Grab, wo sich schon ein Hügel wölbte, besprengten ein jeder mit geweihtem Wasser die blumenbedeckte Stätte, und dann ging ich als naher Nachbar mit zur Klage ins Haus der Entschlafenen. Dort hatte Maria einen Tisch zu einem Imbisse hergerichtet, und ich empfand, daß auch aus dem alten ländlichen Brauche eines Totenmahles jene weiße Erkenntnis von den Notwendigkeiten des Lebens spricht, wie sie unsern Anforderungen eigen war. Die Hinterlassenen müssen so mit den Augen, die nur das Unwiederbringliche noch schauen möchten, um sich blicken und gewahren, daß sie noch verkettet sind mit allen, die da auf der Erde leben, daß der Tag sie fordert, daß ihre Arbeit, ihre Pflicht sie verlangt, daß all das Kleine und insgesamt doch oft so heldenhaft Große nach wie vor erfüllt sein will.

Es war, als fürchte sich Maria vor der Stille, die jäh über sie hereinbrechen mußte, waren die Gäste erst gegangen. Sie hielt sich zusammen, solange es nur anging, und lächelte und brachte es gar da und dort zu einem Scherze. Doch erstaunte darüber niemand, sie fühlten alle, was das Mädchen bewegte.

Der Sommer ging mit einem Gefolge goldener Tage dahin, der junge Herbst blühte und leuchtete, und seine Abende hängten silberne Schleier über die Wege und brachten frühe Sterne. Eine Wandlung war über Maria gekommen. In die Stadt mochte sie noch nicht, obwohl der Vater drängte, den Sommeraufenthalt zu kürzen. Doch empfand sie die Einsamkeit des Hauses, wo Martha nicht mehr weilte, seine Stille, wie die Nähe eines Grabes. Und sie bewog den alten Herrn,

sich Gäste nicht zu versagen und solche wie bisher mit hinauszubringen. Wenn die Lustigkeit auch nicht mehr so laut war, wenn für den Verlust noch ein frisches Grab zeugte, so ließ Maria, die vordem so stille, schweigsame, doch keine Schwermut aufkommen. Fröhlich empfing und bewirtete sie, und auch ich, wann ich sie suchte, wann ich allein mit ihr alte Wege ging, fand ein Mädchen, das plauderte und scherzte. Und mit Augen nahte es mir, die kündeten, daß es geneigt war, auch meinem Herzen die Schwester zu ersetzen. So begab es sich, daß Maria mir an einem Abend dort, wo ich auch Martha die Hand gereicht, beim Aufstieg zur Laube in der Hecke, in die Arme fiel und wir uns küßten.

Der ich aber das schöne Mädchen mein nennen durfte — ich empfand eine leise Sehnsucht, es so zu besitzen, wie es gewesen war: still, schweigsam, zurückhaltend, beredt nur durch einen Blick, der aufglänzte, ein Lächeln, das leuchtete. Und gemacht, wann Maria mir nahe war, begann ich gequält nach der von ehemals zu suchen, und ich hatte Augenblicke, daß ich erschreckt vor der Fröhlichkeit der Geliebten zurückwich — bald in der Ahnung, sie habe einen Raub an der toten Schwester begangen, bald im Gefühle, nicht Maria weile bei mir, sondern die Gestorbene. Keine Ruhe habe sie im Grabe und sei auferstanden für eine Stunde und locke mich auf ihren Weg, daß ich mich neben sie bette in die kühle Erde. Und wann Maria spürte, daß solche Unruhe über mich kam, suchte sie mich mit den lustigsten Scherzen aufzuheitern, ward ausgelassen, und die wir uns nahe schienen, wurden uns fremd.

So nahte der erste Schnee, und der Alte verlangte, daß Maria endlich den Sommerhaushalt aufgebe und dem in der Stadt vorstehe. Und an einem Morgen, da der Nebel naß in der Wiese stand und die Hecken wie graue Wälle im Dunst vergingen, hatte ich Maria zur nahen Bahn geleitet. Der Zug kam langsam vom See her geklommen. Leute aus dem Dörflein, die ihr Brot in der Stadt hatten, drängten in die Wagen, und noch wartete die Freundin. Da küßte ich sie, die still und schweigsam war. Aus dem Fenster grüßte sie noch einmal zu mir hernieder, ein zärtliches

Leuchten in den schwermütigen Augen, ein Lächeln um den Mund, ohne Worte. Und mir war, jene Maria, die voreinst gewesen, sei noch einmal auferstanden, ein schöner Schatten, und vergehe wieder in Nebel und Nacht. Ich hörte den Zug noch, als ich ihn längst nicht mehr sah. Um das Haus ging ich herum, wo die Mädchen gewohnt, wie es verlassen dalag mit geschlossenen Läden. Die Glocke ließ ich spielen, lauschte, wie sie schrillte, ob sie nicht einen beschwingten Fuß wecke, daß er eile und die Freundin mich einlasse. Und wieder tat ich so und wieder, und dann kam eine Angst über mich, ich wecke Gespenster, und scheu schlich ich davon.

Eine Furcht, ich möchte jene stille Maria nicht mehr finden, die mir zum Abschied noch einmal erschienen, bedrängte mich, wann ich mich anschicken wollte, das Mädchen in der nahen Stadt zu besuchen. Und so gingen Wochen hin, und die Sehnsucht quälte mich, daß ich hinauslief, Marthas Grab zu schauen. Und das mehrte nur meine Scheu vor jener Maria, die sich von der Toten die Lust und das helle Lachen für ihr Leben genommen. Sie konnte ich nicht sehen, umso heißer mein Verlangen nach jener war, die so still und schön neben mir hergegangen und der, das wußte ich jetzt, einzig meine Liebe gehört und immer gehört hatte.

Und ich fühlte auch, daß es Mariens Stolz nicht zuließ, zu fragen, weshalb ich sie meide, daß eine Mauer zwischen uns wuchs, nimmer zu durchbrechen. Und als im Vorfrühling die Post einen breiten offenen Brief brachte, von ihrer Hand geschrieben, da wußte ich, was er, schön gedruckt, anzeigte: des Mädchens Verlobung. Der Name des Mannes war mir bekannt, da eines der alten Handelshäuser der Stadt, das überseeische Geschäfte machte, ihn führte.

Von Verwandten im Norden war ich schon lange eingeladen worden, und so überraschte ich die Eltern durch das plötzliche, ungestüme Verlangen nach einer Reise. Und als ich nach einem Vierteljahr heimkehrte, war Maria schon verheiratet und mit ihrem Manne, der irgendwo in den Tropen das alte Haus vertrat, auf der Meerfahrt. Ich vernahm, daß der Alte schlecht spekuliert und verloren und daß

ihm die Heirat seiner Tochter wieder über Wasser geholfen habe.

Ein Jahr mochte verfloßen sein, als ich ihn einmal, der das Sommerhaus seither nicht mehr bezogen hatte, in der Stadt traf, wo nach altem Brauche seine Geschäftsgenossen eine Börse an einem belebten Platz unter freiem Himmel hielten. Sein Gesicht leuchtete ein wenig vom Weine, den er liebte, während sein gepflegter ausgezogener Schnurrbart weiß flimmerte.

„Wie geht es Ihnen?“ forschte er. „Wir haben es bedauert, daß Sie nicht an Mariens Hochzeit sein konnten und sich damals am Meere erholen mußten. Ihr geht es gut — ich habe ge-

rade ihr Bild bekommen — da, schauen Sie!“

Er zog seine Brieftasche hervor und zeigte mir das Bild der Fernen, einer schönen ernststen Frau. Die Augen hatten die geheimnisvolle Schwermut jener Maria, die ich gekannt hatte, als Martha noch um uns war. Sie war auferstanden, sie, die ich geliebt. Auferstanden aus Tagen, da sie meinem Herzen die Nächste gewesen, ohne daß ich darum wußte. Und als ich dem Alten das Bild zurückgab, da war mir, ein schöner Schatten wandle zwischen Gräbern dahin, schaue noch einmal auf und grüße, lächelnd und doch voll Trauer, und die Sonne sinke und mein Herz schlage einsam in die Nacht. (Fortsetzung folgt).

Legende aus der Thebais.

Von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die vielen ehrwürdigen Berichte der Vorfäter über das Leben der gottseligen Einsiedler in der Wüste Thebais erzählen gar häufig davon, wie vielerlei Versuchungen der Teufel diesen geprüften Heiligen erregte. Daß jedoch Gottes Güte selber einem solchen Einsiedler zur Versuchung gereichte, davon erwähnt der heilige Johannes von Aegypten in einer seiner Predigten ein lehrreiches Beispiel.

In Heliopolis in Aegypten lebte ein wohlhabender Mann. Ohne gerade einen besonders verworfenen Lebenswandel zu führen, liebte er doch die Dinge dieser Welt. Er besuchte den Zirkus und die Bäder, salbte sein Haar mit Rosenöl, kleidete sich in feine Stoffe und besuchte, jedoch ohne ein völliger Wüstling zu sein, je und je die Bühlerinnen in ihren Häusern. Da er von friedfertiger und etwas träger Natur war, neigte sein Herz besonders den Genüssen der Tafel zu. Er suchte stets das feinste und zarteste Weizenbrot zu erhalten, ließ sich von den Händlern Geflügel, Wildbret und auserlesenes Obst in sein Haus bringen, und nie war er so glücklich und zufrieden, als wenn er vor der Essenszeit in die Küche trat und einen köstlichen Bissen am Spieß oder auf dem Rost braten fand.

Diesen wohlzufriedenen Mann rührte eines Tages, da er nach einer reichlichen Mahlzeit sich mit Schmerzen niederlegen

mußte, die Hand des Herrn so mächtig an, daß er die Eitelkeit seines Wandels mit Schrecken erkannte und sogleich beschloß, von Stund an einzig für das Heil seiner Seele zu leben. Als bald suchte er den Umgang frommer und ehrwürdiger Christen, mied alle böse Freundschaft mit Eifer und veränderte sich mit Gottes Gnade so sehr, daß er ein Gelübde tat, hinfort jeder Lust dieser Welt Valet zu geben und sein Leben als ein büßender Eremit in Entsagung und Gebet hinzubringen.

Also zog er, wie es zu jenen Zeiten gar viele fromme und nach Gott dürstende Männer nach dem Beispiele der Heiligen Antonius, Johannes und Hilarion taten, von der Stadt Heliopolis hinweg in die grimmige Wildnis, suchte an einem wüsten Orte eine Felsenhöhle und blieb daselbst. Er bereitete mit bloßen Händen ein winzig kleines Stücklein Boden notdürftig zu, säte eine Handvoll schlechtes Korn und Linsen und nährte sich von dem geringen Ertrag dieser Arbeit. Nach dem Beispiel der heiligen Väter nahm er niemals Speise zu sich, solange die Sonne am Himmel stand, sondern aß erst nach dem Untergang der Sonne und auch da nur einige Körner oder in Wasser erweichte Linsen und trank dazu aus einer nahen Quelle. Auch in allem übrigen eiferte er jenen frommen Einsiedlern nach, mit Beten, Lobsingern, Fasten und jeglicher Bußübung. Sein